

Das Deutsche in der Konkurrenz der Weltsprachen

Von Werner Ross

Vor einiger Zeit erschien in einer angesehenen deutschen Wochenschrift ein Aufsatz mit der Überschriftsfrage: *Wozu drei Sprachen?*, und der Untertitel verzeichnete ärgerlich: *Teurer Nationalismus*. Geschehen war folgendes: die Bundesrepublik hatte verlangt, daß beim Europäischen Kernforschungszentrum CERN in der Nähe von Genf und bei der geplanten europäischen Molekularbiologie-Organisation EMBO Deutsch neben Englisch und Französisch als dritte offizielle Sprache für Verwaltung und Wissenschaft eingeführt werde. „Man kann beim besten Willen“, sagt der Autor, „die Zweckmäßigkeit dieser dritten Sprache nicht einsehen; es entstehen lediglich höhere Verwaltungskosten, von den dreizehn Staaten zu tragen, und es wird die Verwaltung komplizierter.“

Da jedermann heute gegen Nationalismus und für staatliche Einsparungen ist, scheint die empörte Frage: Wozu auch noch Deutsch? einzuleuchten. Man muß weiter ausholen, wenn man deutlich machen will, daß bei solchen Entscheidungen mehr auf dem Spiel steht als sogenanntes Nationalprestige. Es steht zur Frage, was das Deutsche in der Welt war, ist, sein wird, und um diese Frage zu beantworten, reichen weder nationale Wallungen noch antinationale Ressentiments aus. Wir müssen uns der Rolle zuwenden, die Sprachen und Sprachgruppen in der Welt spielen, Tendenzen feststellen, die zu beobachten sind, prüfen, worauf Entwicklungen herauslaufen werden, fragen, in welcher Weise unsere Interessen dabei berührt, unsere Ziele davon gefördert oder beeinträchtigt werden.

Grob gesprochen, verfolgt die Menschheit in der Sprachfrage zwei einander entgegengesetzte Tendenzen: die zur Einheitssprache, und

die zur Eigensprache. Einheitssprachen sind Endstadien politischer, wirtschaftlicher und geistiger Entwicklungen, schließen große Räume zusammen, schenken der Welt wenn schon nicht Eintracht, so doch die Möglichkeit sprachlicher und die Hoffnung menschlicher Verständigung. So war einmal die lateinisch- und griechischsprechende Welt ein Block, fast identisch mit der zivilisierten Welt, so blieb das Lateinische durch das Mittelalter hindurch die Universalsprache der Gebildeten, und so trat das Französische seit dem 16. Jahrhundert seinen Siegeszug an, ein modernes Latein. Sehr robust hat das Englische seit dem Ende des 19. Jahrhunderts diese Rolle der Welt-Einheitssprache übernommen. Es ist, wie die Engländer bescheiden sagen, „second language“ geworden, die Zweitsprache, die man neben der eigenen als Verständigungsmittel bei sich hat. Es gibt elementare Bedürfnisse wie die des internationalen Flugverkehrs, und höchst erlesene, wie den wissenschaftlichen Austausch zwischen den Nuklearphysikern, die sich heute so gut wie ausschließlich des Englischen bedienen. Das Commonwealth, diese merkwürdige lockere Staaten- und Völkergemeinschaft, wird heute mehr durch die Sprache als durch das Symbol der Krone zusammengehalten, aber auch feindliche Staatsmänner wie die der Israelis und der Araber artikulieren entgegengesetzte Ideen und Schmähungen des Gegners im gleichen, wenn auch verschieden akzentuierten englischen Idiom.

Wie einfach wäre es, so scheint es, durch einen gut demokratischen Mehrheitsbeschluß aus dieser Welthilfssprache Englisch die Welt-sprache zu machen, den Esperantotraum auf diese Weise zu erfüllen, die unendlichen Mühen und Kosten des Sprachenlernens, Übersetzens, Dolmetschens einzusparen, die Mißverständnisse, die in der Verschiedenartigkeit der Sprachen nisten, auszurotten. Eine hübsche Utopie, leider nicht so wahr wie die mythische Geschichte vom Turmbau von Babel, diese Urlegende des menschlichen Auseinanderstrebens, der tief im Menschen angelegten, auch sprachlichen Eigenwilligkeit.

Diese zweite Tendenz hat ein zeitgenössischer Franzose „babélisation“ genannt, die Verbabelung der Welt. Neue Nationen wie Irland und Israel sind nicht den praktischeren Weg gegangen, den des Anschlusses an eine international verbreitete Sprache, sondern haben ihre nationale Identität auch sprachlich gefestigt. Manche Schweizer haben sich nach dem Krieg ernsthaft überlegt, ob sie nicht aus dem Schwyzerdütsch eine Nationalsprache machen sollten, wie die Holländer vor dreihun-

dert Jahren aus dem Niederdeutschen. Die Südländer sprechen lieber Englisch, als daß sie sich das Hindi des Nordens aufzwingen lassen. Die Staaten Schwarzafrikas, die den Wirrwarr der Stammessprachen nur durch die alten Kolonialsprachen Englisch und Französisch überbrücken, tüfteln schon an dem Problem, wie man von den Stammessprachen zu einer Staatssprache kommen könne. Und unaufhaltsam differenziert sich sogar die Weltsprache Englisch wieder, zerfällt, wo sie gesprochen wird, in Amerikanisch, in indisches Englisch, in japanisches Amerikanisch, wird nur durch die sehr viel stabilere Schriftsprache noch zusammengehalten.

Man tut also gut, die Sprachenverteilung der Welt, die auf den Landkarten hübsch ordentlich in rot, gelb, grün und blau dargestellt wird, sich in Wirklichkeit als ein dynamisches Wogen oder wenigstens als ein fortwährendes Verrücken von Grenzen, als Vermischungs-, Verdrängungs-, Überlagerungsprozesse vorzustellen, mit Angriffs- und Widerstandsenergien, und mit dem Einwirken der verschiedenartigsten Faktoren, vom primitiven Nachahmungstrieb bis zum hochgestochenen Snobismus, von der unwillkürlichen Wortverwechslung bis zur zielbewußten Sprachpolitik.

In diesem dynamischen Prozeß gibt es nun – man ist versucht zu sagen Gott sei Dank – ein paar feste Größen, Sprachgruppen, die sich nicht so leicht von der Stelle rücken lassen, Blöcke kontinentalen Ausmaßes wie das Russische als Hauptsprache der Sowjetunion, das Spanische in Südamerika, das Chinesische, das Hindi, das Arabische; schließlich – in geringeren, aber immer noch imponierenden Dimensionen – das Japanische und das Portugiesische mit dem Block Brasilien. Keinen Block, aber Elemente einer Welt – le monde francophone – umspannt das Gebiet, in dem Französisch als Landes- oder Staatssprache gesprochen wird, von Senegal bis Kanada, von Madagaskar bis Vietnam, von Lüttich bis Tahiti.

Gewöhnlich operiert man mit diesen Größen, wenn man von Welt-sprachen spricht, man addiert die Millionen zusammen, welche diese oder jene Sprachen sprechen, und hat dann schnell die Chinesen oder Inder an der Spitze. Aber diese kompakte Rechnung ist falsch; man muß eine sehr viel feinere aufmachen, wenn man die Lage erfassen und die Zukunftsperspektiven beurteilen will. Das liegt daran, daß es außer dem Sprachen sprechen auch das Sprachen lernen gibt, neben dem Naturvorgang der Muttersprache, die das Kind mit der Mutter-

milch assimiliert, den geistigen Vorgang der Aneignung, der auf die Inhalte zielt, die in dieser Sprache ausgedrückt und nur durch sie hindurch zugänglich sind. In diesem Sinne sind Hindi und Chinesisch bis auf weiteres so gut wie ausschließlich Muttersprachen, während Französisch weit über den „monde francophone“ hinaus eine Bildungssprache ist. Man muß diese Unterscheidung machen, denn nur sie rechtfertigt es ja, daß wir auf der Schule Latein lernen, eine Sprache, die nicht einmal mehr die Römer, die sie über die Welt verbreitet haben, als Muttersprache sprechen, die also nichts anderes ist als der Schlüssel zu in dieser Sprache einst niedergelegten Texten, deren Gesamtheit von Vergil bis zu Erasmus, von der Vulgata bis zur Summa des Thomas von Aquin, vom Corpus iuris bis zu Kopernikus und Grotius, von Kirchengebeten bis zu Apothekerformeln reicht.

Diese Vorüberlegung war nötig, um den Raum auszusparen, in den nun das Deutsche hineingestellt werden kann, mit einer exakten Standortbestimmung, die so wenig Emotionen aufzurühren braucht wie die Lage Greenwich auf dem Nullmeridian oder die Höhe des Montblanc. Macht man die Muttersprachen-Rechnung auf, so gehört das Deutsche, das in den beiden deutschen Teilstaaten, in Österreich, in der deutschen Schweiz, in Luxemburg und in kleinen Randzonen Frankreichs, Belgiens, Italiens, Rumäniens gesprochen wird, zu den kleineren Blocksprachen, mit geringem Territorium, aber bei enger Besiedlung doch fast 100 Millionen Sprechern.

Ganz achtbar sozusagen, aber doch hinter den Kolossen auf einem siebten oder achten Platz! Wenn die Rolle des Deutschen sich auf diesen mitteleuropäischen Sprachraum begrenzte, den die beiden Weltkriege außerdem noch ein gutes Stück haben zusammenschmelzen lassen, brauchte kein weiteres Wort darüber verloren zu werden. Vor und zwischen diesen Kriegen freilich nahm man die deutschen Sprachgruppen jenseits der Grenzen blutig ernst, der Expansionsdrang stützte und stürzte sich auf Eupen-Malmedy und das Hultschiner Ländchen, die Brasilien- und die Wolgadeutschen wurden Vorboten eines Weltanspruchs.

Je völkischer man in Deutschland war, je mehr man Muttersprachen- und -grüppchen und -splitter pflegte und hätschelte, um so blinder war man für das, was tatsächlich nur dem Deutschen nach und neben dem Englischen und Französischen eine Sonderstellung in der Welt gegeben hat: für seinen geistigen Rang als Bildungs-, als

Wissenschafts-, als Schulsprache. Während die Verbreitung des Englischen und Französischen noch heute weitgehend mit den Grenzen der alten Kolonialimperien und ihrer Nachfolgestaaten zusammenfällt, hat die Weltgeltung des Deutschen wenig mit der Ausbreitung deutscher Einwanderergruppen über alle Kontinente und so gut wie nichts mit Kamerun, Togo und Tsingtau zu tun. Die Wolgadeutschen, die Südwestafrikaner, die Siebenbürger waren nicht Träger einer deutschen Sprach- und Kulturausstrahlung, sondern selbstgenügsame Inseln im Meer der Fremde, Brauchtumspfleger, während die Welt um sie herum sich eilig wandelte.

Deutsch wird heute an englischen und französischen, an kanadischen und australischen, an russischen und polnischen, an dänischen und ungarischen, an japanischen und indonesischen, an koreanischen und vietnamesischen, an ägyptischen und türkischen Schulen gelehrt. So wie es einst an den gelehrten Schulen der Humanistenzeit die Dreiheit Latein-Griechisch-Hebräisch gab, so heute an den Oberschulen vieler Länder die Dreiheit Englisch-Französisch-Deutsch. Es ist – das muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden – eine Dreiheit von Bildungssprachen. Die Unterrichtsministerien und Schulbehörden anderer Länder, die Deutsch auf den Lehrplan setzten, dachten an ihre Studenten, die Kant oder Goethe, Liebig oder Gauß, Ranke oder Ratzel lesen sollten. Oft führte Begeisterung für die „Patrie des penseurs“ zu solchen schulpolitischen Folgerungen, oft auch die nüchterne Überlegung, daß industriell, technisch, wirtschaftlich in Deutschland besonders viel zu holen sei.

Was aber auch immer die Gründe waren – und vieles spielte mit: Handelsbeziehungen, politische Macht, militärischer Glanz, Nachahmungstrieb und Sympathie –, wichtig ist die Feststellung, wie eng die Aneignung einer fremden Sprache mit deren geistigem Gesamtpotential verknüpft ist. Auf eine Formel gebracht: erreicht eine Kultur eine hohe, die nationalen Grenzen und Bedürfnisse überflügelnde Ausstrahlungskraft, so wird das Lernen der Sprache, in der sie sich formuliert, nützlich und notwendig. Umgekehrt: wird aufgrund einer solchen geistigen Vorrangstellung eine Sprache gelernt, so kommt das allen Lebensbeziehungen, den praktischen sowohl wie den geistigen, zugute. Ein Beispiel: weil unsere bundesdeutsche Zivilisation wesentlich nach Westen, nämlich nach England, Frankreich und Amerika hin, orientiert ist, lernen unsere Kinder auf der Schule Englisch und Französisch. Weil sie Englisch und Französisch lernen, liegen ihnen diese

westlichen Kulturen offen, sind in ihren Konturen schon den Schülern zugänglich, werden den Heranwachsenden durch Reisen und Besuche vertraut. Die Kontinente Sowjetunion und Südamerika bleiben im Nebel, solange Spanisch und Russisch für unsere Schulen exotische Sprachen bleiben.

Das Gesamtpotential des Deutschen als Bildungs- und Wissenschaftssprache hat die zwei verlorenen Kriege nicht unangefochten überdauert. Am stärksten geschwächt wurde es auf dem amerikanischen Doppelkontinent. In den USA verlor es als Feindsprache prompt seine Position; in Südamerika mußte es einzelnen Staaten wie Brasilien, Argentinien, Chile darauf ankommen, die verschiedenstämmigen Bevölkerungsteile national zu integrieren; so bot der zweite Weltkrieg die Gelegenheit, Deutsch als Einwanderersprache in den Schulen abzubauen.

Aber auch von solchen regionalen Schwächungen abgesehen, ist die Weltgeltung des Deutschen bedroht:

1. verengt sich der Bereich, in dem die deutsche Wissenschaft Führungs- und Vorsprungspositionen innehat, immer mehr. Das gilt für das Recht, die Medizin, die Chemie, die Soziologie, und erst recht für die historischen und philologischen Wissenschaften. Der materielle und geistige Primat Amerikas, nicht zuletzt durch den Emigrantenzustrom in der Nazizeit, wird immer deutlicher. Die Sowjetunion meldet ihren Anspruch an; Japan zuerst, eines Tages Südamerika werden folgen.
2. Das Deutschland-Klischee hat sich seinerseits als Folge des Kriege in wesentlichen Zügen verändert, und zwar in Richtung auf das Technisch-Tüchtige hin. Nicht nur Hitler bleibt in Erinnerung, sondern auch die perfekte Militär- und Ausbeutungsmaschinerie. Das Wirtschaftswunder hat dieses Klischee befestigt.
3. Generell ist der „Geist“ – in der Philosophie und den Geisteswissenschaften beinahe ein deutsches Spezifikum – nicht mehr „gefragt“. Die Entwicklungsländer neigen zu einem unbegrenzten Pragmatismus; sie wollen nicht wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern verlangen nach unmittelbaren Resultaten.
4. Gerade in technisch hochzivilisierten Ländern entspricht die Mühsal des Sprachenlernens nicht dem Knopfdruck-Ideal schneller und leichter Aneignung. Man lernt oberflächlich, und lernt sicher nicht gern eine Sprache, die den Ruf schwieriger Grammatik und komplizierten Aufbaus mit sich trägt.

5. Schließlich: das Deutsche ist die dritte der drei klassischen Bildungssprachen, und schon damit in einer prekären Situation. Die Schulerfahrung lehrt, daß nur die erste Fremdsprache einigermaßen gründlich und mit Aussicht auf Erfolg studiert wird. Außerdem streben die Schulreformen vieler Länder Konzentrierung und Entlastung an; da wird dann ein Randfach leicht über Bord geworfen.

Kurzum: es gibt genügend Anlaß zu Unkenrufen und Schwarzmalerei, und es fragt sich nur, ob man angesichts dessen die Hände in den Schoß legt und alles der sogenannten Entwicklung überläßt, oder ob man auch auf diesem Feld so etwas wie deutschen Wiederaufbau betreiben will, eine Wiederholung des Wirtschaftswunders aus Fleiß, Einsicht und Überlebens-Klugheit.

Man muß diese Frage allerdings – das geht aus allem, was ich ausgeführt habe, hervor – sehr viel umfassender stellen als mit dem Blick nur auf Verbreitung oder Rückgang der deutschen Sprache in der Welt. Sie lautet in dieser allgemeineren Fassung so: begnügen wir uns damit, unsere Rolle in der Welt durch konzentrierten Einsatz unserer Energien auf dem wirtschaftlichen Sektor mit allem zugehörigen technisch-wissenschaftlichen Drum und Dran zu spielen, ein Volk von Volkswagen- und Mercedesfahrern und Volkswagen- und Mercedesexporteuren? Oder erkennen wir, daß ein solcher Anspruch sehr viel breiter angelegt werden muß, nämlich mit dem allen Bildungs- und Wissenschaftsfragen eingeräumten Primat? Lassen wir uns die Verengung auf den nurtütigen Deutschen gefallen, oder versuchen wir wiederzugewinnen, was vor anderthalb Jahrhunderten die große preußische Universitätsreform Wilhelm von Humboldts eingeleitet, die Forscherkraft und kosmische Phantasie Alexander von Humboldts exemplarisch vorgelebt hat?

Diese Entscheidung ist so grundlegend, daß demgegenüber alles zurücktritt, was hier unter dem Namen Förderungsmaßnahmen zusammengefaßt sein soll. Trotzdem sollte man auch sie, die organisatorischen Überlegungen, die Gesamtplanungen und Einzelprojekte, nicht unterschätzen – vorausgesetzt, daß sie eben von diesem Bewußtsein einer weitergesteckten Aufgabe inspiriert sind. Das heißt vor allem: die alten Ansätze zu solchen Maßnahmen, die sich als „Pflege deutscher Sprache im Ausland“ sahen, sind überholt. Sprachinseln im brasilianischen Urwald mögen den Väterbrauch weitergeben und den Volkstanz weiter pflegen. Wichtiger ist, ob in den Gymnasien von Rio und

Saõ Paulo die Namen Goethe und Brecht, Kant und Freud, Einstein und Heisenberg genannt werden und ob man auf den Universitäten ihre Werke auch in der Originalsprache kennenlernen kann.

Ähnliches gilt für die Pflege des Deutschen im Inland, unter den Deutschen. Seit alters hat diese Pflege vor allem in erschreckter Abwehr und empörter Polemik gegen das sogenannte Fremdwort bestanden, das uns doch in der überwiegenden Zahl der Fälle als natürliches Erbe unserer Zivilisation, der griechisch-römisch geprägten, zugefallen ist. Das war damals – in den Tagen, wo man „deutsch“ im Herzton und mit Weihegefühlen sagte – schon töricht, gegen unsere beste Tradition, und wäre es heute noch mehr. Die unzähligen Erb- und Kunstwörter dieses Typs, die unser Alltagsleben ebenso färben wie die Wissenschaftssprache, sind für den Deutsch lernenden Ausländer Rettungsringe im Meer des Fremden, in dem er zu ertrinken droht. Gerade in den Wissenschaften bilden sie erste Anhaltspunkte für ein weiterreichendes und tiefergreifendes Sprachverhältnis.

Damit wird gewiß nicht der jetzt um sich greifenden modischen Überfremdung des Sprachgebrauchs mit englisch-amerikanischen Termini das Wort geredet, die sehr oft nichts anderes verrät als Denkschwäche und voreilige Neigung zum gerade Angelesenen und Aufgeschnappten. Eben dieser Vorgang, der ja nicht nur das Deutsche betrifft, macht aber auf der anderen Seite auch sichtbar, wie Sprachexpansion vor sich geht: nicht nur mit flächenhafter Ausbreitung, sondern auch mit Einsickern da und dort, mit geschickter Selbstempfehlung etwa durch kurzgefaßte Formeln wie „okay“ oder „knowhow“, mit einer sanft penetranten Breitenwirkung, die Gebildete und Primitive jeweils auf ihre Weise erfaßt. Sie bedarf, wenn der Wind der Weltgeschichte ihr im Rücken sitzt, keiner besonderen Förderung, höchstens einer Kontrolle, die gegen Wildwuchs und Wuchern vorsorgt und die Einheitlichkeit dieser Ausdehnung nach allen Seiten und in allen Schichten einigermaßen garantiert. So sieht der British Council seine Aufgabe dem ohne sein Zutun um sich greifenden Englisch gegenüber.

So gut geht es uns nicht, und es ist also sinnvoll zu fragen, was im einzelnen und im Rahmen einer Gesamtplanung getan werden kann, um die Stellung des Deutschen in der Welt zu verbessern. Das Anfangsbeispiel – Deutsch als offizielle Sprache bei CERN und EMBO – weist auf Anmeldung eines Anspruchs im politischen Bereich. Das ist keine leere nationale Geste. Der Weltrang einer Sprache wird von

ihrer Anerkennung als offizielle Verhandlungs- oder Arbeitssprache mitbestimmt. Bei der UNO waren wir als Geschlagene und sind wir als Gespaltene nicht dabei: Englisch, Französisch, Russisch, Chinesisch wurden die Gründungssprachen; Englisch und Französisch beherrschen die Praxis als Arbeitssprachen, Russisch hat sich dazugesellt. Der UNESCO gehören wir an, auch als tüchtige Zahler, haben es aber durchgehen lassen, daß erst Spanisch, dann auch Arabisch Verhandlungssprachen wurden – Deutsch nicht. Unsere CERN- und EMBO-Wünsche kommen also spät, wenn auch nicht zu spät, wobei immer hinzuzufügen ist, daß damit keineswegs nur ein Interesse der Bundesrepublik verfochten wird, sondern ein für alle deutschsprachigen Länder wünschenswertes Ziel.

Keineswegs zweitrangig ist auch die Frage, welche Sprachen bei engerem Zusammenwachsen der EWG-Länder die führenden werden. Franzosen haben mehrfach die Hoffnung ausgesprochen, daß Französisch die neue Kleinenropasprache werden könne. Wir können Entsprechendes nicht für das Deutsche hoffen oder wünschen; uns muß das Schweizer Sprachmodell mit seinen Haupt- und Nebensprachen vorschweben. Auch das erfordert Vorsicht und Voraussicht über den Augenblick hinaus.

Sehr intensiv hat der deutsch-französische Freundschaftsvertrag die Sprachförderung auf beiden Seiten in seine Rechnung eingesetzt. Das ist realistisch, denn was nützen die zahllosen Begegnungen, die etwa das Deutsch-Französische Jugendwerk zwischen Gruppen aller Art arrangiert, wenn die Teilnehmer jeweils in ihren Landesecken hocken? In Frankreich wird mehr Deutsch an den Schulen gelehrt als früher, und die Franzosen murren über uns, weil die Sprachenfolge an unseren höheren Schulen den Vorsprung des Englischen zementiert. Auch hier ist ein altes System noch zu überwinden: man spricht von „Fremdsprachen“ ungefähr so, als ob man Autofahren als „Fremdbewegung“ charakterisierte, man unterrichtet sie wissenschaftlich oder halb-wissenschaftlich, während es sich heute um Fertigkeiten handelt, die zur Überwindung des Partikularismus und Provinzialismus so notwendig sind wie der Führerschein. Zwei oder drei Sprachen sprechen ist kein Hexenkunststück mehr, auch kein höheres Bildungsziel wie die Quantentheorie, sondern normale Lebensausstattung für die Weltzivilisation des 20. Jahrhunderts.

Wie tief der politische Wandel auch in die Sprachproblematik reicht, wie weit die Sprachpolitik ihrerseits ausholen muß, um Positionen zu sichern oder zu erweitern, mag ein anderes Beispiel zeigen. Da das französische Schulsystem ohne jeden Zuschnitt auf besondere koloniale Verhältnisse in Dakkar wie in Tahiti, in Algier wie in Tananarive praktiziert worden ist, wanderte auch das französische Fremdsprachensystem mit und bewirkte, daß französische Lehrer braun- und schwarzhäutigen Kindern Deutschunterricht gaben. Nun werden die französischen Deutschlehrer zurückgezogen, deutsche Lehrer oder Studienräte müssen in die Lücke springen. Da sie aber Mangelware sind, ist es auf die Dauer rentabler, einheimische Lehrkräfte heranzubilden.

Das sind Ausschnitte aus einer komplexen Sachlage, die sich nicht als Rückgang oder Fortschritt stilisieren, sondern nur in Einzelvorgängen erfassen und – wenn man Geld, Menschen und Ideen hat – auch korrigieren läßt. Natürliche Bundesgenossen sind dabei die ausländischen Deutschlehrer, deren Berufsinteresse es ist, daß ihr Stand nicht schrumpft und in die Ecke der Verlierer gedrängt wird, und die ausländischen Universitätsgermanisten, denen daran liegen muß, daß ihr Fach über einen schon sprachlich vorgebildeten Nachwuchs verfügt. Mit ihnen rückt aber schon die zweite Frage in den Vordergrund; nicht nur wo Deutsch gelehrt wird ist wichtig, sondern auch wie man es lernt.

Die Revolutionierung der Methodik des Fremdsprachenunterrichts ist eines der wichtigsten Folgeergebnisse des zweiten Weltkriegs. Die Sputniks sind ebenso daran schuld wie die Computer. Die Einsicht in die Notwendigkeit des Sprachenlernens ist ebenso gewachsen wie die Bemühung, den Prozeß möglichst rationell zu gestalten. Amerikaner und Russen, Franzosen und Engländer haben Grundlagenforschung für die neue Wissenschaft getrieben, die sich „applied linguistics“ nennt. Deutschland, das in den zwanziger Jahren mit der Einführung der direkten Methode (die Fremdsprache wird in der Fremdsprache gelehrt) vorbildlich wirkte, hinkt nach, die Bundesrepublik noch hinter der DDR. Die Gegenwartssprache, ressortmäßig den Altgermanisten zugeschlagen, hat im Universitätssystem keinen festen Platz. Sie wird von den verschiedensten Seiten her angesteuert, von der Psychologie, der Kommunikationsforschung, der Dialektforschung aus, aber es fehlt ihr noch die selbstverständliche Verankerung in Lehrplan und Studiengang, derer sich etwa das Mittelhochdeutsche erfreut. Das Mannheimer Institut für deutsche Sprache ist ein erster Kristallisationspunkt für die

Forschung in der Bundesrepublik, und mit seinen Ergebnissen ein wichtiger Lieferant für die methodischen Bemühungen, Deutsch als Fremdsprache nach modernen Kriterien zu lehren, wie sie das Goethe-Institut in München mit seiner Arbeitsstelle für wissenschaftliche Didaktik unternimmt.

Worin diese Erneuerung besteht, soll ganz kurz skizziert werden: Die Reform knüpft an die direkte Methode an und führt sie weiter, indem sie die Fremdsprache wesentlich als „Sprache“, als Sprechvorgang sieht. Die neuen Medien, wie z. B. das Sprachlabor, sind Sprech- und Hör-einrichtungen. Eingeschworene Anhänger der neuen Methode zögern die Einführung des Lehrbuchs, das ja immer zugleich ein Lesebuch ist, möglichst weit hinaus. Jener beklagenswerte Primaner, der neun Jahre lang Französisch gelernt hatte, aber nicht in der Lage war, sich an der Gare du Nord ein Bier zu bestellen, ist eine ferne Vorzeitgestalt geworden, und die Kritiker des neuen Systems befürchten ihrerseits, daß zukünftige Primaner nur noch Bier bestellen können werden. Jedenfalls ist die gesprochene Sprache Ausgangs- und Zielpunkt dieser Methodik, und in den sogenannten Drills werden die geläufigen Satzmuster durch Hören und sprechendes Wiederholen eingeübt.

Die geläufigsten Satzmuster liegen allerdings keineswegs im Warenhaus der Wissenschaft zum Abholen bereit. Unsere Gegenwartssprache, das unbekannte Wesen, muß erst auf ihre Grundstrukturen abgetastet werden. Das ist mit den abgekürzt und verfälschend „Grunddeutsch“ genannten Untersuchungen gemeint, denen der SPIEGEL zu breiterer Publizität verholfen hat. Das Deutsche soll keineswegs vereinfacht werden; man will nur nachschauen, inwieweit es sich im Lauf der letzten Entwicklungen selbst vereinfacht hat. Wenn ein Werbeauftrag der Alliance Française die französischen Industriellen ermuntert: Investissez dans l'imparfait du subjonctif, so lautet unsere Fragestellung, inwieweit die Deutschen, deutsch sprechend, tatsächlich noch im Konjunktiv investieren, das heißt für die Methodik des Deutschen als Fremdsprache, bis zu welchem Grade der Konjunktiv noch zu unterrichten ist. Das Deutsche bleibt trotz solcher Rationalisierungsbestrebungen immer noch schwer genug; an Hilferufen und Ratschlägen aus dem Ausland fehlt es nicht, und der Brief eines Herrn aus Malmö, der dem Goethe-Institut empfahl, für die Abschaffung der drei Geschlechter und der entsprechenden Artikel einzutreten, steht keineswegs allein da. So heißt es in diesem Brief: „Ich habe mit Willen in de neu Sprache

geschrieben, damit Sie mein Vorschlag beurteilen können. Dies muß wohl von der Regierung und dem Reichstag bewilligt werden, würden Sie es dort vorschlagen?“

So weit wird es niemand treiben. Es geht nicht um Eingriffe und Amputationen, sondern um die Feststellung von Normen nach dem Kriterium, das seit dem 17. Jahrhundert das maßgebende für die Sprachpflege ist: nicht die Überlieferung, nicht die Fixierung durch die Grammatiker von ehemals, sondern „le bon usage“, der Sprachgebrauch der Gebildeten. Um an einem anderen Beispiel zu zeigen, daß Rationalisierung nicht Vereinfachung um jeden Preis oder gar Reduzierung meint, sondern Durchdenken des Arbeitsvorganges, und von daher Straffung, Abwerfen von Ballast, Konzentrierung auf das Wesentliche, soll zum Schluß ein zweites Projekt der neuen Methodik erwähnt werden: das Wissenschaftsdeutsch. Es ist der Versuch, nicht die Fachterminologien einzelner Wissenschaften, sondern den allen Wissenschaften gemeinsamen Bestand von Begriffen statistisch zu ermitteln und damit für Lehr- und Übungszwecke zugänglich zu machen. Damit soll in Zukunft Studenten und Wissenschaftlern, die nicht deutsch *sprechen* lernen, sondern deutsche wissenschaftliche Texte lesen wollen, auf einem schnelleren Weg geholfen werden, als es der bisherige, mühselige über die Elementargrammatik war.

Mit dem Wissenschaftsdeutsch ist wieder der Punkt erreicht, der mir das A und O aller Bemühungen um das Weiterleben des Deutschen in der Konkurrenz der Weltsprachen zu sein scheint: sein geistiges Potential. Die Sprache ist mehr als nur ein Vehikel dieser geistigen Kraft; sie ist ihr Leib. Das Französische löste das Lateinische um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert als Wissenschaftssprache ab oder drängte es wenigstens zurück, weil es den lateinischen Begriffsapparat in einer schlankeren, überschaubareren syntaktischen Form beibehielt und weiterreichte. Der Siegeszug des Englischen in unserem Jahrhundert hängt nicht nur mit seiner Willfähigkeit zusammen, sich zum Basic und Pidgin English vereinfachen zu lassen, sondern auch mit seiner Fähigkeit zur Komprimierung von Begriffen, zur konzisen Formulierung komplexer Tatbestände. Der *Sprache*geist hilft, Formeln und Stereotypen zu prägen, die der *Zeit*geist bereitwillig weiterbläst.

Wenn Schiller gedichtet hat: *Strebe, Deutscher, nach römischer Kraft und griechischer Schönheit / beides gelang, doch nie glückte der gallische Sprung*, so hat er für seine Zeit recht gehabt. Heute sieht es

anders aus. Wir müssen mit den Galliern, mit den Briten um die Wette springen. Der Rückzug auf unsere inneren Werte, auf unsere Tiefe, oder wie immer man unsere Besonderheit im Gegensatz zur übrigen Welt formulieren mag, wird uns wenig nützen. Brecht hatte gegen Schiller, für unsere Zeit recht, wenn er von seinen Gedichten im Exil sagte, sie seien in einer Art ‚Basic German‘ verfaßt. Es gibt das Gegenbeispiel Heidegger, die Entwicklung einer großen Ontologie aus den Wurzeln und Baugesetzen der deutschen Sprache – das mag man als Ausnahme von der Regel akzeptieren, als Herausforderung der Welt durch einen originellen Kopf. Im ganzen gilt, daß wir uns der Konkurrenz stellen müssen. Wenn wir der Welt etwas zu sagen haben, wird man weiter Deutsch lernen. Wenn man weiter Deutsch lernt, wird man merken, ob wir noch etwas zu sagen haben.